

Von der Siesartis an die Donau Bericht eines Deutschen „mit Migrationshintergrund“

Horst Elbe

Im Mai 1957 traf ich mit meinen Eltern Otto und Emma Elbe und der Großmutter mütterlicherseits Bertha Pohlmann aus Litauen kommend in der Bundesrepublik ein. Seit mehr als hundert Jahren hatten die Elbes als Handwerker und Bauern in der Suvalkija, der südwestlichen Region Litauens, gelebt, zunächst als russische, ab 1918 als litauische, ab 1942 als deutsche Staatsbürger und schließlich ab 1945 als Staatenlose. Es war der 12. Mai, als wir im Lager Friedland begrüßt wurden. Ein tolles Gefühl war das, endlich in Deutschland zu sein. Etwas getrübt wurde unsere Hochstimmung von der Tatsache, dass mein älterer Bruder Heinrich in Litauen zurückgeblieben war; seine Verlobte Aldona Lydekaitė, eine junge Lituanistikstudentin in Vilnius (später Lehrerin in Kaunas), konnte es nicht über sich bringen, ihre Heimat, ihre Eltern aufzugeben. „Vaterland“ war für sie kein leeres Wort; das litauische Vaterland, für das ihr Bruder Vytautas nach der Okkupation seiner Heimat durch die Sowjetrussen in den Wäldern um Lekėčiai als Partisan gefallen war, bedeutete für sie viel. Solche Menschen kann ich nur beneiden, die aus vollem Herzen, weil sie ein Vaterland haben, dem Dichter Maironis zustimmen können: „*Kur bėga Šešupė, kur Nemunas teka, tai mūsų tėvynė, graži Lietuva*“ (= Wo die Šešupė/Szeszuppe fließt, wo der Nemunas/die Memel strömt, das ist unser Vaterland, das schöne Litauen). Maironis jedoch wäre nie auf den Gedanken gekommen, mich, meine Eltern, meine Großeltern als Litauer anzusehen, Litauen auch uns als „unser Vaterland“ zuzugestehen...

Was erwartete uns in Deutschland vor mehr als einem halben Jahrhundert? Wir wussten es nicht. Meine Eltern und die Großmutter kannten es nur ganz flüchtig von ihren zwei früheren „Deutschlandreisen“.

1941 hatte man sie „heim ins Reich“ geholt und in Köslin/Pommern mit der deutschen Staatsbürgerschaft versehen. Im Jahr darauf ließen sie sich als sogenannte O-Deutsche (d.h. für tauglich befunden als Kolonisten für das Reichskommissariat Ostland) wieder in Richtung Litauen verschieben (wo ich dann im Krankenhaus Šakiai /dt. *Schaken* od. *Schaky*/ geboren wurde). Das war ihnen immer noch lieber, als die vorher an ihre Ohren gedrungene Überlegung „höherer Mächte“, im Warthegau auf den Hof einer enteigneten polnischen Familie eingewiesen zu werden. Da sie aber nicht als A-Deutsche eingestuft worden waren, war es ihnen auch nicht erlaubt worden, im sog. Altreich zu bleiben, denn das war hauptsächlich für die Umsiedler

vorgesehen, die stark lituanisiert waren; meine Eltern aber konnten Deutsch noch so gut, dass sie in Mecklenburg oder der Mark Brandenburg nicht erst germanisiert werden mussten.

Beim zweiten Mal erlebten meine Eltern Deutschland in seiner Agonie 1944/45; sie wussten also von den zerbombten Städten und der Not der Menschen, hatten auch nicht verhindern können, dass ihr Ältester, der 17-jährige Sohn Arthur, fürs „deutsche Vaterland“ geopfert wurde. Das Kriegsende hatte meine Eltern, Heinrich und mich im sächsischen Erzgebirge ereilt, wohin wir uns 1944 aus Litauen nach einem längeren, von Gauleiter Koch verordneten Zwangsaufenthalt in Ostpreußen vor der heranrückenden Roten Armee geflüchtet hatten. Meiner Mutter hatte man als Erster erlaubt, zusammen mit mir weiter zu fliehen, während Vater und Heinrich noch länger auf verschiedenen Gutshöfen arbeiten mussten und erst später, voneinander getrennt (Heinrich kam über die Ostsee und Kopenhagen), den Weg nach Sachsen fanden. Erst kamen die Amerikaner - man war erleichtert. Und dann war plötzlich über Nacht der Russe da! Der sowjetische Stadtkommandant von Lugau verkündete meinen Eltern: „Gitler kaput, deutsche Staatsbürgerschaft kaput“ und beförderte uns zurück ins „sowjetische Vaterland“. Es ging also wieder nach Osten. Der Zug, in den unsere Familie gesetzt wurde (natürlich ohne Arthur, der im Sommer 1944 bereits in Ostpreußen rekrutiert worden war und von dem man seit seiner letzten Nachricht vom Flugplatz Prag-Rusin vom Februar 1945 nichts mehr gehört hatte), soll als Ziel Sibirien gehabt haben. Wir mischten uns irgendwie auf einem Bahnhof in Galizien unter heimkehrende Ostarbeiter aus Litauen und landeten so glücklicherweise in Vilnius/Wilna und von dort wieder im Kreis Šakiai.

Eine Familie Pavalkis, die meine Eltern von früher kannten und die einen größeren Bauernhof besaß, nahm uns zunächst auf und gab meinen Eltern Arbeit und Brot. Die litauischen Partisanen, die nachts aus den Wäldern zu den Pavalkis kamen und mit Lebensmitteln und Kleidung versorgt wurden, sahen in uns auch keine Feinde, denn wir waren ja keine Kommunisten. Eines Tages wurde meinen Eltern verboten, bei diesem *buožė* (= Großbauer, russ. *kulak*) zu wohnen und zu arbeiten. Wir wurden auf den ehemaligen Gutshof Zypilai (bei Lukšiai) gebracht, wo eine Maschinen- und Traktorenstation (MTS) neu eingerichtet worden war. Es gab zwar am Anfang noch keine Maschinen und Traktoren, aber dafür bei Bauern konfiszierte Pferde, um die hatte sich mein Vater zu kümmern. Meine Mutter

hingegen arbeitete als Näherin im Krankenhaus, das, in der Kreisstadt ausgebaut, nun im Schloss Zypliai untergebracht war.

Die Behörden in Sowjetlitauen sahen in uns keineswegs Bürger der UdSSR, für sie waren wir Deutsche (was ja nicht falsch war), allerdings wurde die 1941 erworbene Staatsbürgerschaft nicht anerkannt, und meine Eltern und mein Bruder Heinrich bekamen einen Staatenlosenausweis für sogenannte *repatriantai*. Mit diesem musste man sich die ersten Jahre regelmäßig bei der Miliz melden. (Obwohl keine Sowjetbürger, wurden meine Eltern dennoch bei den nächsten anstehenden Wahlen zum Obersten Sowjet mit auf den Lkw verladen und zum Wahllokal nach Lukšiai transportiert, bekamen den Stimmzettel in die Hand gedrückt und hatten die „Ehre“, ihn in die Wahlurne zu stecken, natürlich offen. So viel zu „demokratischen“ Wahlen im Kommunismus...)

Sobald meine Eltern erfuhren, dass im Zuge der Familienzusammenführung die ersten Litauendeutschen in die DDR ausgereist waren, bemühten sie sich ebenfalls darum, jedoch vergeblich. Hauptsache Deutschland, dachten sie wohl, besser als in Litauen wird es allemal sein. Allerdings wollte es mit der DDR nicht klappen. Sie wollte uns nicht haben, da es in ihren Augen keine echte Familienzusammenführung gewesen wäre. Es waren „nur“ Onkel und Tante meiner Mutter, Karl Pusch und Marie Esch, die für uns in Schwarzburg/Thüringen bereits Arbeit und Unterkunft in einer LPG besorgt hatten. Nach Adenauers Besuch in Moskau 1955 kam Bewegung in die Sache: Nicht nur deutsche Kriegsgefangene, sondern auch die Zivildeutschen durften nun ausreisen, sofern sie nachweisen konnten, dass sie deutsche Staatsbürger sind. Für uns war das kein Problem, denn die Einbürgerungsurkunde aus Köslin hatten meine Eltern nicht vernichtet. Am 5. Januar 1957 brach mein Vater, zusammen mit mehreren Deutschen, einige von ihnen mit uns verwandt, alle aus unserem Kreis (*rajonas*) Šakiai, nach Moskau auf, um in der westdeutschen Botschaft (das Wort „Bundesrepublik“ war uns noch nicht geläufig) den Reisepass zu erhalten. Ungeduldig warteten wir auf seine Rückkehr. Erst am 14. Januar kehrte er zurück. Stauend und ehrfurchtsvoll hielten wir die grünen Pässe in der Hand.

Nun galt es, einige Besorgungen zu erledigen, denn schließlich wollten wir für Deutschland gerüstet sein. In Šakiai erstand ich bei Jošel(is), einem der ganz wenigen, die den Mord an litauischen Juden überlebt hatten und der ein kleines (natürlich ein staatliches) Schuhgeschäft führte, *kaliošai* (= Gummiüberschuhe); drei Mal fuhren wir nach Kaunas. Ich fand einen halbwegs passenden Mantel (für 577 Rubel) und einen Trainingsanzug (Im-

portware aus der Tschechoslowakei!), Mutter kaufte für sich und Vater Regenmäntel und für Vater außerdem noch einen Anzug, und Oma bekam ein Paar Schuhe. Vater hatte schon in Moskau, in dem berühmten Kaufhaus GUM, chinesische Schuhe gefunden, die so gut und stabil waren (nicht zu vergleichen mit Schuhen aus sowjetischer Produktion), dass er sie bis zu seinem Tod im Jahre 1974 trug. Viele Rubel besaßen wir damals wahrlich nicht. Ich hätte bestimmt mitbekommen, wenn meine Eltern Probleme gehabt hätten, ihr Bargeld auszugeben; sie haben auch bei der Ausreise aus der Sowjetunion kein sowjetisches Geld in DM gewechselt.

Meine Vorfreude auf Deutschland versuchte mein Bruder Heinrich zu dämpfen. Er (Jahrgang 1929) erinnerte sich noch der Hitler'schen Volksschule, als Sport mit das wichtigste Schulfach war (mit „mangelhaft“ in Leibesübungen keine Versetzung!); halb im Spaß, halb im Ernst schreckte er mich mit dem, was mir bevorstand, wohl wissend, dass ich keine Sportkanone war.

Drei Monate brauchten dann die Behörden in Vilnius und Šakiai, um der Ausreise zuzustimmen. (Ich glaube, das ging sogar, ohne dass man hätte schmieren müssen.) Am 17. April erhielten wir die Reisepapiere. Wir gehörten zu den Ersten, die den Kreis Šakiai in Richtung Bundesrepublik verließen. Am 5. Mai wurde Abschied (*išleistuvės*) gefeiert, und vier Tage später, am „Tag des Sieges (über das faschistische Deutschland)“, verließen wir Litauen. Der Bus, den der Vorsitzende des Lenin-Kolchos, Kostas Glikas, gegen gute Bezahlung für die recht große Gruppe Ausreisewilliger, darunter auch die mit uns verwandten Familien Wunder (aus Striūpai) und Rebner (aus Jurbūdžiai), zur Verfügung gestellt hatte, brachte uns zum weißrussisch-polnischen Grenzbahnhof Brest (früher Brest-Litovsk genannt), wo wir am 10. Mai den Zug nach Ost-Berlin bestiegen. Das alles war für mich schon sehr aufregend, auch meine erste bewusst wahrgenommene Zugfahrt!

Einen Gutteil unseres Gepäcks machten Speckschwarten aus, so wollten wir die erste Zeit in der Bundesrepublik überbrücken, ohne hungern zu müssen... Der Speck wurde in Brest aufgegeben, es hieß, er werde sicher in Deutschland ankommen. Schon wegen des vielen Specks hatte ich keine Bücher mitnehmen können!

Von Ost-Berlin ging es mit der S-Bahn nach West-Berlin, wo wir bei der Bahnhofsmission im Bahnhof Zoo übernachtet haben, um am nächsten Tag in aller Früh weiter nach Friedland zu reisen. Mein erstes Buch in Deutschland bekam ich auch in der Bahnhofsmission geschenkt. Es war ein

Ullstein-Taschenbuch von Werner Bergengruen, „Die Zwillinge aus Frankreich“; ich besitze es heute noch. Lange blieb es bei mir ungelesen liegen, denn mein Deutsch reichte dafür nicht aus.

Wir wussten nichts von dem sog. westdeutschen Wirtschaftswunder, nichts von Entschädigungen für die Zeit, die man erzwungenermaßen in der UdSSR hatte verbringen müssen. Meine Eltern waren keine Wirtschaftsflüchtlinge. Sie hatten noch das Deutschlandbild in Erinnerung, wie es sich 1945 dargeboten hatte. Für sie gab es keinen Zweifel, dass sie Deutsche waren (und daher luthérisch; „deutsch“ und „luthérisch“ galten unter Litauendeutschen als Synonyme). Deutsch (stark ostpreußisch eingefärbt) war ihre Muttersprache. Sie wollten als Deutsche unter Deutschen leben, gaben Litauen auf, eine Heimat, die keine mehr war, die sie eigentlich schon 1944 aufgegeben hatten. Sie verließen Litauen ohne Groll gegen die Litauer, sie hatten mit ihnen gut und einträchtig zusammen gelebt, vor dem Zweiten Weltkrieg und danach auch.

Nie haben meine Eltern ihre Wurzeln verleugnet, sich nie für Litauer ausgegeben. Die „normalen“ litauischen Nachbarn hatten damit auch kein Problem, weder zu Smetonas noch zu Stalins Zeiten. Nie wurden unsere Vornamen – kein Litauer hieß damals Otto, Emma, Arthur, Heinrich, Horst, Bertha – gegen litauische eingetauscht. (Nur Heinrich schrieb sich *Henrikas*, und bei mir wurde selbstverständlich die litauische Endung *-as* angefügt). Etwas anders sahen das manchmal die staatlichen Stellen. So heißt es in einem Bericht der litauischen Geheimpolizei aus dem Jahre 1938: „Elvys Otto hat im Dorf Bridžiai, Amtsbezirk (*valsčius*) Sintautai 12 ha Land, ist Deutscher, protegirt die deutsche Kultur“. (Was immer mit dieser Protektion der deutschen Kultur gemeint war, kann ich nicht sagen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Vater zu der Zeit wirklich im deutschen Kulturverband aktiv war; das wird vom Spitzel auch nicht behauptet.) Ich wüsste jedoch nicht, dass aufgrund solcherlei Meldungen, die über die kulturelle Orientierung und die wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Bauern in Litauen gesammelt wurden, diesen daraus irgendwelche Nachteile erwachsen wären. Anders sah das dann für sie in den Nachkriegsjahren im sowjetisch okkupierten Litauen aus. So wurden meinen Eltern im Jahr 1951 die Arbeitsstellen in Zypliai mit der Begründung gekündigt, Deutsche dürften solch *verantwortungsvolle Posten(!)* nicht bekleiden. (Überhaupt: In der Zeit, als viele litauische Nachbarn, insbesondere die Bauern, die mehr als 14 ha Land besaßen und als Großbauern galten, nachts von ihren Höfen geholt und nach Sibirien verbannt wurden, standen auch bei uns die gepack-

ten Koffer griffbereit; wir rechneten mit dem Schlimmsten, nicht weil wir Großbauern gewesen wären, sondern weil die sowjetlitauischen Behörden diese Gelegenheit hätten nutzen können, in einem Aufwasch auch die restlichen Litauendeutschen loszuwerden).

Von heute auf morgen saßen wir samt Oma Pohlmann auf der Straße, denn die MTS-eigene Wohnung hatten wir natürlich auch zu räumen. Der inzwischen gegründete Lenin-Kolchos (*Lenino kolūkis*, russ. *kolchoz imeni Lenina*) gab meinen Eltern auch keine Arbeit, weil sie Deutsche waren. Wir hausteten eine Zeit lang in einem Erdbunker in Naikai, bis mein Vater ein Blockhaus, früher wohl eine *bulvinė* (= Kartoffelspeicher), zur Wohnhütte umgerüstet hatte: kleine Fenster wurden eingebaut, Herd und Ofen gemauert, die Ritzen zwischen den Baumstämmen mit aus dem Wald geholtem, getrocknetem Moos gestopft, die Wände mit der *Tiesa*, der litauischen Entsprechung der *Pravda*, tapeziert. Auch die Möbel (Tisch, Bänke, Stühle, Betten) wurden von meinem Vater gefertigt (genauso wie die Holzschuhe, *šliurės* genannt). Zu viert wohnten wir in diesem Blockhaus (also ohne Heinrich, der damals bereits in Kaunas gemeldet war und als Lkw-Fahrer in verschiedensten Regionen Litauens beim Straßenbau eingesetzt wurde). Es bestand aus einem Zimmer und einer kleinen Küche. Natürlich gab es weder in Naikai, noch vorher in der MTS-Wohnung in Zylpiai, noch in den anderen Dörfern, in die wir in den folgenden Jahren haben umziehen müssen, Strom (den gab es nur in Lukšiai, aber auch nicht immer, weil das örtliche E-Werk an der Siesartis /poln., russ.: *Cesarka*/ wenig leistungsfähig war). Selbstverständlich musste man mit Petroleum sparsam umgehen, denn es war nicht immer ganz einfach, es im Laden zu bekommen. Ganz gleich, wo wir wohnten, Wasser holten wir immer draußen am Brunnen. Ebenso draußen befanden sich auch die Toiletten, zwar ohne Wasserspülung, dafür aber mit automatischer Belüftung. (Da es kein Toilettenpapier gab – ich habe es erst in Deutschland kennengelernt –, benutzte man notgedrungen die *Tiesa* und die Regionalzeitung, wobei besonders darauf zu achten war, dass kein Parteiführer, also Stalin und Genossen, irrtümlich „missbraucht“ wurde; das hätte böse enden können.) Mein Vater nahm jede Arbeit an, wo seine Nationalität keine Rolle spielte, auch wenn die Arbeitsstelle weit weg von der Familie war. Mutter nähte schwarz, was natürlich streng verboten war; sie war es hauptsächlich, die uns über Wasser hielt. Als ich 1988, zum ersten Mal nach über 30 Jahren, wieder unsere ehemalige Nachbarin Antosė Kriščiūnienė (geb. Petraitytė) besuchte, meinte sie, sie besitze noch immer das Kleid, das meine Mutter ihr in Naikai genäht habe; ich war fast zu Tränen gerührt. Kaum hatten wir uns in Naikai auf dem Juodaitis-Hof

(*Juodaitynė*) einigermaßen häuslich eingerichtet, galt es weiterzuziehen; der Besitzer wollte nun, da es wieder ein kleines Wohnhaus gab, zurück auf seinen Hof.

(Weil oben unsere lituanisierte Namensform *Elvys* aufgetaucht ist, will ich an dieser Stelle etwas dazu sagen. Die Elbes wurden von litauischen Nachbarn so genannt, möglicherweise schon in Ostpreußen, wo meine Ur-Urgroßeltern väterlicherseits seit Ende des 18. Jh. in Warnakallen, Kreis Pillkallen zu Hause waren, in einer Gegend also, in der es noch recht viele Menschen mit Litauisch als Muttersprache gab. Meine Urgroßeltern sind bereits im Raum Šakiai (polnisch hieß es damals *Szaki*, russisch *Šaki*) verstorben, ihr Sohn Johann Friedrich, mein Großvater, ist aber noch in Ostpreußen geboren. In einem russisch geführten Geburtenregister der ev.-luth. Kirche in Šakiai aus dem Jahre 1881 wird ein Elbe tatsächlich so genannt: *Ēl'vis*. Im Vorkriegs-Litauen wurden alle drei Namensformen – Elbe, Elvis und *Elvys* – gleichwertig, mal so und mal so, benutzt, wie ich es ein und derselben(!) notariellen Urkunde aus dem Jahre 1926 entnehmen kann. Nach dem Krieg wurde das Durcheinander noch größer: Vater und ich hießen *Elvys*, meine Mutter hieß *Elbienė*, Heinrich lief unter *Elvis* (später *Elbis*). Das kümmerte die Behörden nicht weiter, zum Teil hatten sie selber dieses Namenchaos verschuldet. Namen sind Schall und Rauch, könnte man meinen.)

Erst nach ein paar Jahren erlaubte der Vorsitzende Glikas meinen Eltern, im Kolchos mitzuarbeiten. (Kostas Glikas hatte den Holocaust überlebt, weil er angeblich, zusammen mit Mutter und Tante, von einer litauischen Großbauernfamilie aus der Gegend von Barzdai, Kreis Šakiai, versteckt worden war. Die Glikas haben das so nie bestätigt. Kostas wurde nach dem Krieg Komsomolze, Offizier des Ministeriums für Staatssicherheit (MGB), KP-Aktivist, Kolchosvorsitzender, Abgeordneter des Obersten Sowjets in Vilnius und in Moskau, Held der Sozialistischen Arbeit. Die Familie, die ihn wahrscheinlich unter größter Lebensgefahr gerettet hatte, landete, wie alle Großbauern, in Sibirien...). Kolchosmitglied (*kolūkietis*, russ. *kolchoznik*) durften meine Eltern allerdings nicht werden. Hauptsache war, dass uns jetzt jedes Jahr, wie allen Kolchosbauernfamilien auch, 60 Ar Land zugeteilt wurde. Darauf bauten wir hauptsächlich Kartoffeln an, manchmal, wenn der Boden besonders sandig war, auch etwas Buchweizen. Nun durften wir ganz offiziell eine Kuh besitzen. Für sie und die Kolchos-eigenen Kühe machten meine Eltern, zusammen mit anderen Kolchosbauern, in Ostpreußen Heu, wenn dort für eine kurze Zeit die das ganze Jahr währen-

den Militärmanöver unterbrochen wurden. Eine Kuh zu besitzen, war ein großes Glück (bis zum heutigen Tag hege ich für Kühe große Sympathien). Wir mussten nicht hungern. Wir hatten Milch, und damit hatten wir auch süße Sahne, Schmant, Butter und Käse; auch ich half Mutter beim Buttern. Eier hatten wir auch, und jeden Winter wurde ein Schwein geschlachtet. Woran es hin und wieder mangelte, war Brot. Ab und zu marschierte ich die 6 km nach Šakiai, stellte mich nach 1 Kapsel Brot an, und dann ging es wieder nach Hause. Das Brot war nicht besonders gut, aber immerhin genießbar, und nie fanden wir darin als Beigabe einen Frosch, frisch aus der Siesartis in den Teig gerührt (was laut einem Artikel in der offiziellen Kreiszeitung *Socialistinis kelias* durchaus vorkommen konnte).

Wenn ich jetzt im Nachhinein überlege, so besaß ich als Kind so gut wie kein Spielzeug. Es fallen mir nur eine bunt angemalte Pappmaschee-Ente mit einem von mir angeknabberten Schnabel und einige bunte Bauklötze ein, sonst nichts. Erschreckend! Lag es daran, dass meine Eltern dafür kein Geld übrig hatten oder gab es in der Nachkriegszeit in den staatseigenen Geschäften nichts dergleichen zu kaufen?

Nie gab es Schwierigkeiten mit unseren litauischen Nachbarn, ganz gleich in welchem Dorf wir gerade Unterschlupf gefunden hatten (In den sechs Jahren seit der Vertreibung aus Zypliai lebten wir nacheinander in Naikai, Tubeliai und Plyniai, alle waren sie Teil der *apylinkė* (= Amtsbezirk) Lukšiai und gehörten zum Lenin-Kolchos.). Ob Litauer oder Deutsche, wir saßen alle in einem Boot, „die Russen“ (sprich: die Kommunisten) waren unser gemeinsamer Feind (heimlich sangen wir: „*Lietuvi, prikąsk liežuvį, nes rusai seka mus...*“ /= Litauer, hüte deine Zunge/Beiß dich auf die Zunge, denn die Russen verfolgen uns/, dazu als Refrain die von mir anfangs zitierten Maironis-Zeilen „*Kur bėga Šešupš, kur Nemunas teka...*“). Wir versuchten einander beizustehen, einander zu helfen. Auch als Kind von Deutschen habe ich eigentlich keine negativen Erfahrungen gemacht; manchmal musste ich mir den folgenden Spottvers anhören: *Striuks buks vokituks, gale pilvo botkotuks* (= Mickrig und stumpfsinnig ist das Deutschmännlein, am Bauchende baumelt bei ihm ein kleiner Peitschengriff). Wie die Kinder so sind... Damit kann man leben.

Natürlich hat mich das litauische Umfeld geprägt. Für meine Eltern hätte es auch nichts gebracht, ihre deutsche Seite hervorzukehren; womöglich wären sie dann, von sowjetischen Behörden als Faschisten abgestempelt, in den Weiten des „sowjetischen Vaterlandes“ verschwunden. Wer wollte schon damals „*široka strana moja rodnaja*“ (= weit ist mein Heimatland)

„freiwillig“ kennenlernen, wo angeblich „der Mensch so frei atmet“ (*gde tak vol'no dyšit čelovek*)? Bei uns zu Hause wurde meist Litauisch gesprochen, nur sonntags (und an großen kirchlichen Festen wie Weihnachten und Ostern) saßen wir nicht selten zusammen am Tisch und sangen und beteten deutsch (ich meist als stummer Zuhörer). Omas Gesangbuch stammte aus Warschau, aus der Zeit, als die Suvalkija noch als Teil Polens, wenn auch zum Zarenreich gehörend, zählte, und das andere Gesangbuch hatten die Eltern aus Pommern mitgebracht. Litauisch wurde zu meiner Muttersprache (auch wenn das Deutsch meiner Mutter besser war als ihr Litauisch).

In der Schule waren keine national bedingten Spannungen zu spüren. Von einem weißrussischen, nach dem Krieg in einem litauischen Kinderheim großgewordenen Lehrer und ein paar deutschen Schülern abgesehen, gab es nur Litauer.

Die Schule in Lukšiai (*Lukšiu vidurinė mokykla*) besuchte ich vom 1. September 1950 bis zum 24. April 1957. Wie die meisten litauischen Kinder auch, lebte ich in zwei Welten. Zu Hause wurde über Politik recht offen gesprochen, was die Eltern vom kommunistischen System hielten, war mir durchaus klar. Mit anderen Leuten, Erwachsenen und Kindern, fand man sich an manchen Abenden bei Nachbarn ein, die ein Rundfunkgerät besaßen, um der Stimme Amerikas aus München zu lauschen. Daheim war ich dann sozusagen der Multiplikator. Es ist schon erstaunlich, dass uns Kindern so viel Vertrauen entgegengebracht wurde.

Und in der Schule brachte man uns etwas ganz Anderes bei. Wir paukten Gedichte über Stalins unendliche Güte und Weisheit; wir hörten vom Glück der sowjetischen Arbeiter und Bauern, gerade in diesem Staat leben zu dürfen (und sahen selber, wie glücklich diese Menschen im real existierenden Sozialismus waren); wir wussten, wo die bösen Kriegstreiber zu finden waren, nämlich im kapitalistischen Westen, mit den Yankees an der Spitze; wir schrieben vor Sowjetpatriotismus triefende pathetische Aufsätze. Wir wurden verbogen und zu Lügnern erzogen. Jeder von uns wurde Lenin'scher Pionier (*Lenino pionierius*) und trug täglich sein rotes Pionierhalstuch, ganz gleich, ob er der Sohn eines staatenlosen Deutschen oder eines örtlichen Kommunisten war oder sie die Tochter eines nach Sibirien verbannten evangelischen Pfarrers. Meines Wissens hatte nur ein einziger Junge aus unserer Klasse es gewagt, den „freiwilligen“ Beitritt zu der staatlichen kommunistischen Kinderorganisation zu verweigern. Dass seine tief gläubigen Eltern so viel Mut besaßen, wundert mich heute noch sehr. Wäre ich 1957 nicht ausgereist, so hätte man auch mich demnächst als Komso-

molzen (*komjaunuolis*) einverleibt, die ersten Gespräche hierüber hatten schon stattgefunden.

Sicher haben sich auch viele Lehrer ganz schön verstellen und verbiegen müssen, das gehörte zum System. Und doch denke ich an einige von ihnen gern und sogar mit Dankbarkeit zurück: an Bronė Saulėnaitė (Grundschule), Albina Milerienė (Mathematik), Justinas Žemaitaitis (Deutsch und Musik), Apolinaras Stundžia (Erdkunde), Adolfas Kuprys (Biologie), Birutė Liubiniė (Litauisch), Petras Kregždys (Russisch). Schauderhaft fand ich eigentlich nur den Mathematiklehrer Bronius Urbonas (übrigens ein Cousin meiner späteren Schwägerin Aldona). Trotz meiner deutschen Abstammung wurde ich, so wenigstens mein subjektiver Eindruck, von ihnen wie jeder andere behandelt. Auch die Leiterin der Pionierorganisation an der Schule, Agnietė Pečiūnaitė, hatte nichts gegen Deutsche, im Gegenteil, sie hätte nach einem Tanzabend („*rabaksas*“) in Lukšiai gern meinen Bruder näher kennengelernt und fragte mich vor dem Lehrerzimmer, an meinem Pionierhalstuch herumnestelnd, aus, wann Heinrich denn wieder im Lande sein werde. Fast an jedem Quartalsende (das Schuljahr zerfiel nicht in zwei Halbjahre, sondern in vier Quartale) bekam ich in der Turnhalle, die auch als Aula diente, feierlich vom „Lehrerrat“ (*pedagogų taryba*) einen Buchpreis überreicht, in Anwesenheit aller Schüler. Auf diese Weise kam auch das erste Buch in unsere Familie (von den erwähnten evangelischen Gesangbüchern mal abgesehen). Es war Aleksandr Puškins „Märchen vom goldenen Hahn“. Meistens hatte ich bei den Buchpreisen wenig Glück, selten war ein Buch dabei, das mich echt interessiert hätte. Einiges davon brachte mein Bruder Heinrich 1965 mit, als er acht Jahre nach uns, nach dem Tod seiner Frau Aldona, in die Bundesrepublik kam, darunter die mitreißenden Werke: *Mylimoms sesėms* (= Den geliebten Schwestern), ein Sammelband sowjetischer Dichter aus Litauen, Weißrussland und der Ukraine über die große Verbundenheit und Liebe der drei schwesterlichen Sowjetrepubliken; „*Kelias į laimę*“ (= Der Weg ins Glück), ein Roman des kommunistischen USA-Litauers R. Mizara; „*Kelias į gyvenimą*“ (= Der Weg ins Leben), ein Jugendbuch der russischen Autorin F. Vigdorova über den sowjetischen Pädagogen Makarenko, und eine Biografie des sowjetischen Fliegers Valerij Čkalov.

Als wir noch in Litauen lebten, stöberte mein Bruder Heinrich in Kaunas manchmal deutschsprachige Bücher aus DDR-Verlagen auf: eine Anthologie mit DDR-Lyrik, Goethes *Römische Elegien*, J. F. Coopers *Prärie*. Deutsche Bücher zu besitzen, machte mich irgendwie glücklich, mein Problem

war nur, dass ich sie noch nicht wirklich lesen konnte und sie auch nicht unbedingt meinem Reifegrad entsprachen. Was ich zu Hause an Deutsch mitbekam, ging über die einfachsten Alltagsdinge nicht hinaus, die erwähnten Kirchenlieder sang ich mit, ohne sie wirklich zu verstehen (Bei *O du fröhliche, o du selige* glaubte ich, „*Erich*“, den Vornamen eines Cousins zweiten Grades, herauszuhören...). In der Schule hatten wir zwar seit der 5. Klasse als Fremdsprache wöchentlich zwei Stunden Deutsch (wie alle Schulen im Kreis Šakiai), aber das Lernniveau war mäßig, die meisten Deutschlehrer mit der Sprache nicht sonderlich vertraut. So kann ich mich noch an den Streit mit unserer jungen, frisch von der Hochschule in Vilnius in die Suvalkija „verbannten“, sehr netten Lehrerin Marija Banionytė erinnern, die *Tee* für ein feminines Substantiv hielt; ich hingegen ließ mich von ihr von meiner Überzeugung nicht abbringen, dass es selbstverständlich *das Tee* hieße – bis meine Mutter mir sagte, richtig müsste es *der Tee* lauten... (Im Gegensatz zu Deutsch, wurde auf Russisch ein viel größerer Wert gelegt; es galt auch nicht als Fremdsprache, sondern als Staatsprache. Und so hatten wir ab dem 2. Schuljahr jede Woche mindestens sechs Stunden Russischunterricht. Da es aber bei uns auf dem Lande keine Russen gab, wurde überall nur Litauisch gesprochen.)

Alles in allem habe ich die Schule in Lukšiai gemocht, trotz des Drills, trotz des zuweilen unbeschreiblichen Plumpsklos. Am schlimmsten war manchmal der recht beschwerliche, weite Schulweg (3-4 km), besonders im Herbst und Frühjahr, wenn man im Schlamm und in Pfützen versank, oder im Winter, wenn die Schneewehen stellenweise bis zur Hüfte reichten.

In Lukšiai und Umgebung gab es nur drei markante Gebäude: die katholische Kirche, das Schloss in Zypliai und unsere Mittelschule. Zu Smetonas Zeiten gebaut, steht die Schule an der Chaussee, die von Kaunas nach Šakiai führt, quasi auf dem rechten „Hochufer“ der Siesartis, einem Nebenfluss der Šešupė, thronend. Die Größe der Schule und ihre Lage oberhalb des Baches beeindruckten mich damals, auch die zwei Säulen links und rechts des Haupteingangs, die an kommunistischen Feiertagen mit Kränzen umwunden werden mussten (genau so wie die Parteiführerporträts in den Klassenräumen). 40 Jahre später konnte ich schier nicht glauben, wie zusammengeschrumpft mir das alles vorkam.

In der 4. Klasse ließ uns die Lehrerin in einem Diktat den Satz schreiben: „*Mūsų mokykla – aukščiausias miestelio pastatas*“ (= Unsere Schule ist das höchste Gebäude im Städtchen), worauf wir Kinder es immerhin wagten zu murren: „*Bažnyčia aukštesnė!*“ (= Die Kirche ist höher). Wir hatten zwar

recht, der neugotische Kirchturm von St. Joseph (*šv. Juozapo*) überragte den ganzen Ort, aber die Lehrerin musste unseren leisen Protest überhören. Kirche und Religion hatten für sie und uns tabu zu sein.

Immerhin gab es für die Katholiken von Lukšiai und Umgebung diese Kirche, die sie aufsuchen konnten. Wer nicht in der Messe gesehen werden wollte, fuhr in einen entfernten Ort, um einem Gottesdienst beizuwohnen. Die Schwiegermutter des Kolchosvorsitzenden Glikas soll ihre Enkelin, gerüchteweise immerhin die Großnichte eines katholischen Bischofs, nachts heimlich durch ein Loch in der Ummauerung in die Kirche getragen haben, um sie taufen zu lassen.

Auch ich wurde wohl heimlich getauft (daher besitze ich auch keine Taufurkunde), allerdings schon zu Zeiten der deutschen Besatzung. Es war der litauendeutsche Pastor Dr. Gustav Wagner, der mich 1942, 1943 (oder erst 1944?) in Jurbarkas/Georgenburg an der Memel, weit weg von Šakiai, taufte. Offenbar hat er die im Jahre 1942 nach Litauen zurückgekehrten deutschen Familien nicht im Stich lassen wollen; es war nämlich den paar deutschen Pastoren von der deutschen Besatzungsmacht untersagt worden, Deutsche kirchlich zu betreuen. (Andererseits war es derselben reichsdeutschen Besatzungsmacht ebenso ein Dorn im Auge, wenn Deutsche in ihrer Not die wenigen litauischen evangelischen Pfarrer in Anspruch nahmen.)

Nach dem Krieg stand den nicht mehr zahlreichen Lutheranern im Kreis Šakiai nur eine einzige Kirche zur Verfügung, und zwar in Sudargas, in der äußersten Nordwestecke des Landkreises. Ein einziges Mal haben wir den weiten Fußmarsch von 40 km auf uns genommen, in der Hoffnung, ein Pferdefuhrwerk könnte uns ein Stück des Weges mitnehmen (was sogar geklappt hat). Natürlich gab es weit und breit auch keinen Pfarrer. Ich kann mich erinnern, dass auf der Beerdigung seiner Cousine Johanna Hensel geb. Elbe mein Vater als eine Art „Notpfarrer“ fungierte. Die evangelischen Friedhöfe in Bridžiai, dem Heimatort meiner Eltern, und Šakiai existierten noch, zwar sehr verwildert, aber immerhin. Den Friedhof in Bridžiai z.B. versuchten mein Vater und Karl Pohlmann, ein dort lebender Cousin meiner Mutter, zu erhalten, indem sie nach dem Krieg ihn wieder umzäunten, den quer durch den Gottesacker ausgehobenen Schützengraben zuschaukelten und dabei auch den gefallenen deutschen Soldaten, den sie im Schützengraben vorfanden, beerdigten. Inzwischen wird dort nicht mehr bestattet. Als ich im Jahre 1999 den Friedhof in Bridžiai aufsuchte, um nach dem Grab meines Onkels Heinrich Pohlmann zu schauen, fand ich nur eine tiefe Grube vor, während der Grabstein daneben lag: Grabräuber hatten die letzte

Ruhestätte des Onkels geschändet. Eine Frau im Ort meinte, da dürften wieder mal Satanisten am Werk gewesen sein... Ein Jahr davor war das Grab noch unangetastet gewesen.

Konfirmiert sollte ich auch werden, möglichst noch vor der nun als möglich erscheinenden Ausreise nach Deutschland. Es geschah am 19. August 1956 in Skirsnemunė-Žvyriai (Kreis Jurbarkas), jenseits der Memel. Obwohl Luftlinie nur ca. 30 km von uns entfernt, war die Kirche für uns nur sehr schwer erreichbar. Zwei Mal mussten wir dorthin, das erste Mal zur Anmeldung, das andere Mal zur Konfirmation selbst. Während wir beim ersten Mal am suvalkischen Ufer einen Mann mit Boot auftrieben, der uns nach „*Užnemunė*“ ruderte (so bezeichnen die Bewohner der Suvalkija das Land *jenseits des Nemunas*, während das übrige Litauen die geografische Lage meines Wissens genau umgekehrt deutet), erklärte sich beim zweiten Mal ein Autobesitzer (damals eine große Seltenheit in Litauen) bereit, uns auf dem 120 km weiten Umweg über Kaunas (wo es die Aleksotas-Brücke über die Memel gab) nach Žvyriai zu kutschieren, wo ich von Pfarrer (*kunigas diakonas*) A. Briedis konfirmiert wurde (übrigens zusammen mit Anna Hermann, der späteren Frau von V. Bartusevičius). Mein Konfirmationsunterricht hatte darin bestanden, dass ich zu Hause versuchte, Luthers Kleinen Katechismus, natürlich in litauischer Übersetzung, auswendig zu lernen. Geliehen hatte mir das kostbare Exemplar Frau Gavėnienė, die Zahnärztin des Krankenhauses Šakiai (Ihre Praxis befand sich in dem ehemaligen Pastorat; die dazu gehörige evangelische Kirche hatte der deutsche Baron von Keudell aus Gelgaudiškis in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf seinem Grund und Boden und wohl auch zum größten Teil von seinem Geld errichten lassen. Zu Sowjetzeiten diente die Kirche längere Zeit als Kino). Frau Gavėnienė war die Frau von Pfarrer Jurgis Gavėnis, der viele Jahre (seit 1948) in sibirischer Verbannung verbringen musste. Von dort hatte er heimlich seine Frau wissen lassen, sie solle sich pro forma von ihm scheiden lassen, damit die Chance besteht, dass sie weiter als Zahnärztin arbeiten und ihre drei Töchter Daiva, Silvija und Dalia ernähren kann; 1956 durfte er zu seiner Familie zurückkehren.

Kein Jahr war seit meiner Konfirmation vergangen, und wir befanden uns tatsächlich auf deutschem Boden!

Im Grenzdurchgangslager Friedland blieben wir nur drei Tage. Das Lager war überfüllt, überflutet von sehr vielen Spätaussiedlern aus den ehemals deutschen Ostgebieten, die nun zu Polen gehörten. Darum hieß es hier verständlicherweise: Die Neuankömmlinge schnell durchschleusen! Nach Auf-

nahme der Personalien und einer ersten ärztlichen Untersuchung, ausgestattet mit Schuhen und ein paar Kleidungsstücken (soweit sich etwas Passendes fand), dem Neuen Testament und mit W. Müller-Bringmanns Buch über Friedland wurden wir nach Rheinland-Pfalz weitergeleitet; nach Rheinland-Pfalz deshalb, weil eine Schwester meiner Mutter, die mit ihrem Mann 1945 in Kiel gelandet war, nun seit ein paar Jahren im Kreis Kaiserslautern lebte. Auch im Durchgangslager Osthofen (bei Worms) mussten wir nicht lange bleiben; das war uns sehr recht, denn schließlich wollten wir baldmöglichst unsere Verwandten, die uns Aufnahme boten, in die Arme schließen. Ich muss jetzt noch schmunzeln über die Art, wie ich in Osthofen endgültig Abschied von der Sowjetunion nahm: Aus dem offenen Fenster im ersten Stock ließ ich sowjetische Münzen auf den Gehweg unten regnen...

Am 17. Mai brachen wir nach Siegelbach/Pfalz auf. Auf der Fahrt mit dem Schienenbus (wieder etwas Neues für mich!) von Worms nach Kaiserslautern konnte sich mein Vater nicht genug wundern darüber, dass es in Deutschland solch große Wälder gibt.

Die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten: Es stellte sich heraus, dass unsere Verwandten in äußerst bescheidenen Verhältnissen lebten, ihre Holzbaracke bestand nur aus einer Wohnküche und einem Schlafzimmer, das Zimmer für uns musste erst angebaut werden. Da die Hütte „im krummen Rain“ außerhalb des Dorfes stand und ohne Genehmigung errichtet worden war, gab es auch kein fließend Wasser, kein WC und auch keinen Strom. Das Trinkwasser, das wir dankenswerterweise beim nächsten Nachbarn, einem Gasthausbesitzer, in Kanister abfüllen durften, schleppte ich im Handwagen heim. Es war nicht allzu weit, nur etwa 200 Meter. Schwerer hatte ich es, wenn es darum ging, das übrige im Haushalt benötigte Wasser zu besorgen. Ich holte es vom Hungerpfuhl, einem ca. 1 km von uns entfernten Waldweiher; den schweren Handwagen auf dem sandigen Weg den Berg hochzuziehen, bereitete mir nicht wenig Mühe. Die pfälzischen Frösche im Weiher schienen mit ihrem Quaken meiner zu spotten, so als wollten sie sagen: Du hast doch so nach Deutschland gewollt...? In der Tat: auf dem Mataitis-Hof (*Mataitynė*) in Plyniai, unserem letzten Wohnort in Litauen, hatten wir es um einiges komfortabler gehabt. Wir bedauerten den Tag, an dem wir bei den Siegelbacher Verwandten eingezogen waren. Wären wir doch lieber länger im Lager geblieben, bis uns eine Wohnung zugewiesen worden wäre!

Ein Jahr nur hielten meine Eltern in der „Komfortvilla“ aus. Am 1. April 1958 zogen wir in eine kleine Dachgeschosswohnung um. Eine bezahlbare Mietwohnung in Siegelbach zu finden, war gar nicht so einfach; die Hausbesitzer vermieteten lieber zu horrenden Preisen an die im Raum Kaiserslautern und Ramstein stationierten Amerikaner und deren Freundinnen und zahlten auf diese Weise ihre Häuschen ab. Es war für meine Eltern schön, wieder menschenwürdig zu wohnen. Schon zwei Tage später kauften wir unser erstes Radio, ein Philips Merkur. (Der erste Fernsehapparat sollte erst 6½ Jahre später folgen.)

Sobald uns das sog. Spätheimkehrergeld zuerkannt worden war, kauften meine Eltern im Juni 1958 im Siegelbacher Ortsteil Sand einen Bauplatz, ein Stück gerodeten Waldes. Die Baumwurzeln, meistens Kiefern, musste mein Vater selbst noch in mühevoller Arbeit entfernen. „Stubben“ sagte er zu Baumwurzeln. Ich war gar nicht glücklich darüber, dass meine Eltern sich diesen Hausbau zumuten wollten. Für Vaters Gesundheit befürchtete ich das Schlimmste. Er war bereits 66 Jahre alt, hatte aus Litauen die Tuberkulose mitgebracht und war gleich im Juli 1957, kaum dass er in Deutschland angekommen war, das erste Mal in ein Lungenсанatorium im Westerwald eingewiesen worden.

Mein Vater ließ sich nicht schrecken. Genau ein Jahr später, am 31. Mai 1959, zogen meine Eltern in ihr neues Heim ein! (Mein Vater musste bald darauf wegen seiner Lunge erneut zur Kur, sodass er im zweiten Halbjahr 1959 und dann wieder 1961/1962 mehr Zeit im Schwarzwald verbrachte als zu Hause.) Es kostete meine Eltern viel Kraft, das Zweifamilienhaus hinzustellen. Um es abzubezahlen, musste wahnsinnig gespart werden. Und trotzdem: Wieder ein Haus mit Grundstück sein Eigen zu nennen, zum ersten Mal seit der Umsiedlung 1941, das Gefühl muss für sie unbeschreiblich gewesen sein. Vater konnte nicht anders und baute außerdem in einer Ecke des Gartens einen kleinen Hühnerstall. (Wenn man schon keinen Bauernhof mehr haben konnte...)

Die Eltern waren also in Deutschland angekommen. Die Mundart der Pfälzer wunderte sie allerdings sehr. Vater erinnerte sie an das Jiddisch der Juden in Šakiai vor dem Zweiten Weltkrieg. (An dieser Stelle möchte ich den Eindruck nicht verschweigen, den ich aus den Erzählungen meiner Eltern gewonnen habe: Ihr Verhältnis zu den Juden, der größten ethnischen Gruppe in Šakiai, muss recht gut gewesen sein; als mein Vater 1926 den Bauernhof von seinem Vater überschrieben bekam, brachte er als Zeugen zwei Juden zum Notar mit: Giršas Gitelmanas und Abramas-Dovydas

Ravelis /Abram David Ravel. Irgendwie fühlten sich Deutsche und Juden den anderen, den Gojim, wie die katholischen Litauer von den Juden genannt wurden, überlegen. Ob man auf das Letztere stolz sein kann...?)

Meine Eltern waren für alles dankbar, was sie von der Bundesrepublik bekamen: das erwähnte Spätheimkehrergeld, die wenn auch kleine Rente, die ärztliche Betreuung. Sie mussten nicht hungern und hatten etwas zum Anziehen. Schuhe allerdings musste mein Vater erst einmal keine kaufen, denn die chinesischen Schuhe aus Moskau taten ihren Dienst noch lange. Sicher, meine Eltern vermissten ihren Sohn Heinrich, hofften (jahrelang allerdings vergebens), dass er doch noch nachkäme. Ergebnislos verlief ihre Suche nach Arthur. Auch machten sie sich bestimmt Sorgen, was aus mir wird.

Nun, von den Behörden in Kaiserslautern wurde mir kein Weg in die Zukunft gewiesen. Unsere Familie war im Raum Kaiserslautern möglicherweise die erste dieser Art (Spätheimkehrer aus der UdSSR, Sohn mit mangelhaften Deutschkenntnissen), die Leute auf den Ämtern waren uninformiert und wussten keinen Rat. Meine Eltern waren von der Situation auch überfordert. Mutter suchte den Rektor der örtlichen Volksschule, Herrn Herrmann, auf. Er unterhielt sich mit mir, so gut es ging, wunderte sich über meinen Kenntnisstand in Mathematik und dass ich Chopin, zumindest dem Namen nach, kannte, und so besuchte ich ab dem 5. Juni 1957 die 8. Klasse der (staatlichen) Simultanen Protestantischen Volksschule Siegelbach (so hieß sie wirklich!). Von den einheimischen Mitschülern wurde ich nicht unfreundlich aufgenommen, aber viel konnten sie mit mir auch nicht anfangen; ich war ein Exot. Ein einziger Junge (seinen Namen habe ich mir gemerkt: Steuerwald hieß er!) legte eine gewisse Aggressivität an den Tag und beschimpfte mich auf dem Nachhauseweg als Russen. Richtig wohl fühlte ich mich auf der Volksschule nicht. Vielleicht hätte ich sie akzeptiert, wenn ich nicht vorher die sowjetische Einheitsschule, Mittelschule genannt (russ. *srednjaja škola*, lit. *vidurinė mokykla*), besucht hätte und es für mich in Litauen nicht als selbstverständlich festgestanden hätte, dass ich das Abitur ablegen und studieren würde. (Ob ich mit meiner Biografie dann tatsächlich hätte studieren dürfen, ist eine andere Frage...)

Also wurde ich selber aktiv, wie später noch des Öfteren. In Kaiserslautern gab es eine Anzahl Exillitauer, die Männer arbeiteten hauptsächlich bei den Amerikanern in der „litauischen Kompanie“ (*2040 Labor Service Company*), so auch der Mann meiner Siegelbacher Tante (eigentlich ein Litauendeutscher). Die anderen Männer dieser Arbeitskompanie waren teilweise „normale“ Flüchtlinge aus Litauen; teilweise ehemalige Soldaten und sons-

tige Mitwirkende in der Hitler'schen Vernichtungsmaschinerie, junge Männer, die seinerzeit geglaubt hatten, im Bunde mit dem Großdeutschen Reich am besten gegen den Bolschewismus und für Litauen kämpfen zu können. Ich erfuhr von diesen Kaiserslauterer Litauern von der Existenz der einzigen noch übrig gebliebenen exillitauischen Schule in Deutschland, dem Gymnasium „16. Februar“ (*Vasario 16 gimnazija*). Am 27. August schrieb ich die dortige Schulleitung an, verhehlte dabei auch nicht, *Lietuvos vokieitis* (= Litauendeutscher) zu sein. Die positive Antwort von Tautvydas M. Gailius (Martin Gailus), des damaligen kommissarischen Leiters des Privaten Litauischen Gymnasiums, kam recht bald, und so trat ich am 9. September 1957 im Schloss Rennhof in Hüttenfeld bei Lampertheim an.

Da mein Deutsch sich über die Sommerferien, die ich bei Verwandten in Köln verbrachte, nicht wesentlich verbessert hatte und ich von Englisch und Latein noch gar keine Ahnung hatte, wurde ich an meiner neuen Schule in die 3. (nach der heutzutage üblichen Zählung: 7.) Klasse gesteckt.

Es gab bereits ein Mädchen in der 6. Klasse, das aus Sowjetlitauen gekommen war. Es hatte ein schlimmes Schicksal hinter sich. Seine litauische Mutter war im oder nach dem Krieg ums Leben gekommen, der reichsdeutsche Vater wusste zunächst nichts über den Verbleib seiner Familie. Die Tochter wuchs in einem sowjetlitauischen Kinderheim auf, und was das heißt, kann man sich ausmalen. Ihr Vater fand sie schließlich dort mit Hilfe des Roten Kreuzes und holte sie zu sich in die Bundesrepublik. Weil er ihr in Deutschland eine schulische Perspektive bieten wollte, kam sie ins Litauische Gymnasium, fühlte sich dort aber, was man so sah und hörte, sehr unglücklich.

Ich fand das Internat zunächst gar nicht so übel. Denn was Wohn- und Lebensverhältnisse angeht, war ich ja im Leben bisher nicht verwöhnt worden. Das primitive Mehrbettzimmer, der lange, düstere, schmutzlig-grüne Korridor, die von den Amerikanern nicht mehr benötigten und wahrscheinlich von der litauischen Labor Service Company in Schwetzingen aufgestellten Holzbaracken für Küche, Speisesaal und Unterrichtszwecke bedrückten mich nicht weiter. Erst einmal war ich froh und dem Litauischen Gymnasium dankbar, dass es mir die Möglichkeit gab, weiter zu lernen und dort eines Tages die Reifeprüfung abzulegen. Schon wieder war ich anfangs der Exot. Wenn ich mich recht erinnere, brachte eine Regionalzeitung (der *Mannheimer Morgen*?) im Herbst einen Bericht über mich, samt Foto mit Globus (was darin stand, weiß ich nicht mehr). Ein Gespräch mit Frau Dr. Deveikė erschien, von mir gegengelesen, in einer litauischen Zeitung in den

USA (*Dirva*, Nr. 51/1957). (Dr. Deveikė, eine ungewöhnliche Frau, war eine Historikerin, die im Grunde nur für Litauen und die Erforschung der Geschichte ihres Vaterlandes lebte. Sie nahm es auf sich, jede Woche aus Paris anzureisen, um Geschichte Litauens und in einer Arbeitsgemeinschaft Französisch zu unterrichten. Gedankt wurde es ihr vom Litauischen Gymnasium nicht: Im Herbst 1960 wurde sie gefeuert, was wir Schüler gar nicht verstehen konnten.) Ich berichtete vor unseren Lehrern und älteren Schülern über Litauen, wie ich es erlebt hatte, und hatte zwischendurch den Eindruck, dass sie mir nicht immer Glauben schenkten; manches fanden sie wohl zu wenig negativ dargestellt. Am 24.03.1959, also am Ende des nächsten Schuljahres, glaubte ich Folgendes in meinem Taschenkalender notieren zu müssen: Schüler und Lehrer „verhalten sich gegenüber den Schülern aus (Sowjet-)Litauen sonderbar. Sie meinen, wir wären kommunistisch an-gehaucht (*mano, kad esame sukunistėje*), ein Unsinn sondergleichen! Wir sind zweifellos größere Antikommunisten als diese litauischen Patrioten“.

In der nächsten Zeit kamen weitere „sowjetlitauische“ Schüler dazu, so z.B. Walter Lukat (*Valteris Liukaitis*), Josef Naujoks (*Juozas Naujokas*), der jetzige Mitherausgeber der *Annaberger Annalen* Arthur Hermann (*Artūras Hermanas*) und der viele Jahre später als Pfarrer der litauischsprachigen Lutheraner in Hamburg fungierende Richard (*Ričardas*) Baliulis. Am Ende des Schuljahres 1958/59 waren wir jedenfalls schon 11.

Für die ersten Ankömmlinge mit kaum vorhandenen Deutschkenntnissen gab es keine besondere Förderung seitens der Schule; ob später irgendein Extra-Sprachkurs eingerichtet wurde, weiß ich nicht. Ich lernte Deutsch irgendwie beiläufig. Zum Glück gab es am Litauischen Gymnasium eine Reihe von Schülern, die viel lieber deutsch sprachen als dass sie litauisch radebrechten; ich hielt mich an diese Schüler und versuchte mit ihnen möglichst viel deutsch zu reden. Litauisch war für sie oft gar nicht die Muttersprache, sondern eine zu erlernende Fremdsprache. Da gab es z.B. die Schülerin, deren litauischer Stiefvater sie, aus welchem Grunde auch immer, lieber in Hüttenfeld sah als bei sich zu Hause. Oder ihre Freundin, deren nicht ehelicher Vater aus Heydekrug (*Šilutė*) sie gerne litauisch erzo-gen wissen wollte; schließlich hatte er im Jahre 1923, als Litauen das Memelland annektierte, sich auf die Seite Litauens geschlagen. Oder der Junge, der mit der Story kam, sein richtiger Vater wäre in Wirklichkeit gar nicht der, dessen Namen er jetzt trage, sondern wäre ein Hitler-General gewesen, dessen Namen er nicht nennen möchte, nur dass er mit O anfange

und mit -sen ende, soviel sei verraten. (So ganz habe ich ihm die Geschichte nicht abgenommen.) Erwähnen möchte ich auch noch einen Jungen, dessen Eltern (Vater Litauer, Mutter Litauendeutsche) sich erst sehr spät entschlossen hatten, ihn aufs Litauische Gymnasium zu schicken. Dieser eigenbrötlerische, einem Waldschrat nicht unähnliche Mitschüler sprach also kein Wort Litauisch, trauerte seinem heimatlichen niederrheinischen Wallfahrtsort und dem priesterlichen Freund dort nach und liebte klassische Musik. Wir beide gingen oft in der Umgebung des Schlosses Rennhof spazieren; den Transistor in der Hand, ließen wir uns von Haydn, Mozart und Beethoven berauschen, die der amerikanische Soldatensender (AFN) brachte. Und zwischendurch unterhielten wir uns auf Deutsch über Gott und die Welt.

Wahrscheinlich trugen auch meine häufigen Kinobesuche irgendwie zum Deutsch-Erlernen bei. Hüttenfeld, ein wirklich gottverlassenes Nest, hatte natürlich kein Kino. Das gab es nur in Hemsbach, Weinheim und Viernheim. Meistens trampfte man sonntags allein oder zu zweit nach Hemsbach, dem nächstgelegenen Städtchen. Die (keineswegs täglich verkehrende) Busverbindung von Weinheim nach Worms, über Viernheim, Hüttenfeld und Lampertheim, wurde erst viel später eingerichtet (und brachte für unsere Freizeitgestaltung rein gar nichts). So kam ich z.B. im Jahr 1960 (alle Schulferien inklusive) auf 72 Filme! Verglichen mit 1959, als ich nur 33 Filme gesehen hatte, war der „Fortschritt“ sogar in meinen Augen erschreckend („*baisi pažanga*“, schreibe ich in mein Notizbüchlein)

Hüttenfeld und das litauische Internat hatten uns Kindern und Jugendlichen wenig an Freizeitvergnügen zu bieten. Gewiss, im Ort gab es eine Eisdielen, wo man auch Cola trinken konnte. Die Älteren verdrückten sich manchmal ins Hinterzimmer eines mit Geldautomaten bestückten Lokals. Im Festsaal des Schlosses durften die Internatszöglinge ab und zu tanzen. Ein Fernsehgerät wurde irgendwann auch gekauft. Dass man da am Wochenende ausbrechen wollte, ist wohl verständlich. Ein Mal habe ich es sogar bis zum Mannheimer Jazzkeller geschafft. Es sprach sich herum, dass eine Oberstufenschülerin sogar bereit war, mit ihrem Körper zu zahlen, wenn sie nur ein Fahrrad geliehen bekam, um in die umliegenden Städte zu entschwenden. Dass es auch sonst im Internat manchmal knisterte, kann man sich denken. Nie aber ist mir zu Ohren gekommen, dass unsere Lehrer, auch nicht die nicht wenigen katholischen Priester, sich an den Schülerinnen und Schülern vergriffen hätten.

Es gab einen Lehrer, Fricas Skèrys (Fritz Skeries), der ab und an versuchte, etwas Licht in das Grau des Schullebens zu bringen. Mit seinem Namen verbindet sich bei mir der Busausflug nach Stuttgart mit Besuch des kurz zuvor erst erbauten Fernsehturms. Gesehen haben wir von oben von den drei möglichen „Meeren“ weder das „Schwäbische“ noch das Lichtermeer, sondern leider nur das „Nebelmeer“, aber das hat uns nichts ausgemacht, es war trotzdem lustig. Skèrys sorgte auch dafür, dass sich das Litauische Gymnasium nicht zu sehr von der deutschen Umgebung abkapselte. So knüpfte er Beziehungen zur Martin-Luther-Schule in Rimbach: Die evangelischen Schüler um Skèrys machten einen Besuch in diesem Gymnasium im Odenwald und kamen aus dem Staunen darüber, wie eine Schule auch aussehen kann, nicht heraus. Zur evangelischen Weihnachtsfeier (*Kalėdinė Eglutė*) im Schloss Rennhof (Katholiken beteiligten sich an ihrer Ausrichtung – warum auch immer – nicht!) kamen auch Schüler und Lehrer aus Rimbach. Man feierte von 16 bis 20 Uhr. Das Abendessen war gut, unser Chor sang schlecht, das, was die Gäste aufführten, machte mehr Eindruck. Dummerweise musste am Ende Herr Gailius die Polizei rufen, weil einer Rimbacher Lehrerin aus dem Lehrerzimmer die Brieftasche samt 100 DM, Personalausweis und Führerschein gestohlen wurde. Dass im Internat schon eine Zeit lang immer wieder etwas abhandenkam, hatte uns beunruhigt; Misstrauen hatte sich ausgebreitet gehabt, auch ich wurde, kaum im Litauischen Gymnasium angekommen, von einem Mitschüler des Diebstahls beschuldigt. Nun, diese Diebstahlsriehe endete zunächst damit, dass nach den Weihnachtsferien unsere Schule einen Schüler weniger hatte: H.R. hatte man zumindest des Diebstahls bei der Weihnachtsfeier überführt und von der Schule verwiesen (Leider hörten die Diebstähle mit der Entlarvung des Schuldiebs (*gimnazijos vagis*) nicht auf; im Mai 1959 z.B. kamen bei mir und einem Mitschüler die Armbanduhren weg). Ob die Rimbacher mal wiederkamen? Ich weiß es nicht, die nächste Weihnachtsfeier wurde jedenfalls von den katholischen *ateitininkai* und den Pfadfindern (*skautai*) mitgestaltet.

Skèrys haben wir es zu verdanken, dass es einer Gruppe von acht Jungen aus dem Litauischen Gymnasium möglich war, im Juli 1958 einige Wochen in Norwegen zu verbringen. Er setzte sich mit dem Norweger Nils Seim in Verbindung, der seit einigen Jahren im „Paradies am Oslo-Fjord“ (*Hamburger Abendblatt* vom 27.02.1960) das Jugendlager Strandheim organisierte; kostenlos konnten dort in Deutschland und Österreich lebende Jungen aus Flüchtlingsfamilien im Sommer Erholung finden. Nils Seim hatte, um mit dem *Hamburger Abendblatt* zu sprechen, „ein goldenes Herz“,

seine Liebe zu den Jungs war schier grenzenlos. Er sei „ein Mensch (gewesen), der das Wort ‚Christentum der Tat‘ als Leitspruch gewählt“ habe „und sehr bescheiden hinter seinem Werk“ zurückgestanden sei. Sogar im Schulfunk gab es über ihn eine Sendung. Diese Fahrt nach Norwegen und der Aufenthalt dort waren für mich ein tolles Erlebnis, und sicher auch für die anderen Jungen aus unserer Gruppe. Zu ihr gehörten z.B. der bereits erwähnte Richard Baliulis und Gerhard Bauer (inzwischen ein bei Lesern der *Annaberger Annalen* für seine Beiträge bekannter Professor). Skérys begleitete uns bis Hamburg, wo wir von Nils Seim übernommen wurden. Von der langen Zugfahrt war ich hingerissen. Es war überhaupt nicht schlimm, dass der Schnellzug von Darmstadt bis Hamburg Hbf. 10 Stunden brauchte und 15 Mal hielt. Am nächsten Tag schafften wir bis nach Göteborg: zuerst 9 Stunden mit dem Zug bis zum dänischen Frederikshavn und dann in 4 Stunden über das Kattegat mit der *Princessan Margaretha*, meinem ersten Schiff; die Überfahrt war sehr stürmisch, alles ringsherum hing mit grünen Gesichtern über der Reling, und eine Möwe bekleckerte meine neue Jacke (der Fleck ging nie mehr raus!). Am nächsten Morgen gab es zunächst eine Bootsrundfahrt durch die Stadt, bevor man wieder in den Zug stieg. Ich weiß noch, wie verwundert ich war, als ich am Göteborger Bahnhof keine Sperre entdeckte. Am Abend trafen wir in Oslo ein, ein Boot beförderte uns weiter zum Jugendlager, wo wir erst um 22 Uhr eintrafen. Im Strandheim vergingen die Tage wie im Flug. Morgens hieß es um 7.15 Uhr aufstehen, Fahnen hissen, frühstücken, Andacht; um 13 Uhr aßen wir zu Mittag. Unmerklich verging die Zeit am Nachmittag. Es gab auch ein paar Ausflüge (nach Oslo und Hønefoss). Nils Seim kümmerte sich um alles. Gleich zu Beginn unseres Aufenthaltes bekam jeder Turnschuhe und eine Badehose geschenkt, und gegen Ende wurden einige, wenn sie zu Seims auserwählten Lieblingen gezählt hatten, noch mit Bluejeans belohnt; ich gehörte nicht dazu (war auch besser so).

Das Litauische Gymnasium muss in den Jahren, die ich dort zugebracht habe, große Probleme gehabt haben. Es war ganz bestimmt nicht einfach, die Schule finanziell über Wasser zu halten. Im November 1959 kursierten unter uns Schülern Gerüchte, das Gymnasium wäre pleite („*Kalbama apie gimnazijos bankrotą*“, heißt es in meinem Notizbüchlein.) Das Land Baden-Württemberg (zu dem Schloss Rennhof damals gehörte) gewährte zu dieser Zeit keinerlei Hilfe, man war auf Spenden der Exillitauer, besonders derjenigen in den USA, angewiesen. Ein Schulgeld wurde zunächst nicht erhoben. Wir hatten monatlich nur 3 DM fürs Wäschewaschen zu zahlen. Erst ab April 1959 kam man nicht umhin, die Eltern an den Kosten mit 20

DM im Monat zu beteiligen (*išlaikymo išlaidos, mokslapinigiai*). Als der Schulträger (d.h. der Vorstand der Litauischen Volksgemeinschaft in Deutschland) herausgefunden hatte, dass die litauendeutschen Schüler u.U. ein Schülerstipendium nach dem Lastenausgleichsgesetz bekommen könnten, trug ich (genauer gesagt: die Bundesrepublik) ab Januar 1960 mit 23,50 DM Schulgeld zum Erhalt des Gymnasiums bei.

Es muss aber auch andere, möglicherweise ideologisch bedingte Auseinandersetzungen unter den Vorstandsmitgliedern darüber gegeben haben, ob das Gymnasium weitergeführt oder ob es in ein reines Internat für litauischstämmige Kinder umgewandelt werden sollte und die Internatszöglinge das „normale“ deutsche Gymnasium in Weinheim besuchen sollten (so jedenfalls lautete ein weiteres Gerücht, das uns Schüler natürlich verunsicherte). Möglicherweise darauf ist der häufige Schulleiterwechsel zurückzuführen. In den 3½ Jahren, die ich im Schloss Rennhof verbrachte, gab es immerhin drei Schulleiter:

Zunächst war der schon erwähnte Tautvydas M. Gailius mit der Leitung der Schule beauftragt. Er war Leiter des Jungeninternats (und wechselte etwas später für die gleiche Funktion an die Evangelische Internatsschule Schloss Gaienhofen am Bodensee); außerdem war er *der* Sportlehrer der Schule (und Trainer der deutschen Basketballnationalmannschaft der Frauen). Dass außer Fußball und etwas Basketball noch etwas anderes geboten worden wäre, kann ich mich nicht entsinnen; zu Gailius' Entschuldigung muss allerdings gesagt werden, dass die Schule keine Turnhalle besaß. In den unteren Klassen gab er, wohl fachfremd, auch Englisch.

Im Schuljahr 1958/59 sollte alles besser werden. Die Schulhalbjahre wurden – zwecks Hebung des Lernniveaus – durch Trimester ersetzt. Dr. Jonas Grinius trat an und blieb Direktor auch noch im folgenden Schuljahr. Er war wohl ein Literaturwissenschaftler von Rang, als Lehrer habe ich ihn leider nur in Biologie ein Trimester lang erlebt.

Ihm folgte, wieder nur für zwei Jahre, ein Pfarrer: Dr. Ladas Gronis. Ich befürchtete damals, aus unserem Gymnasium könnte ein „zweites Castelnovo“ werden. (In Castelnovo Don Bosco im italienischen Piemont unterhielten litauische Salesianer ein Gymnasium, in das sie gerne auch Evangelische aufnahmen; nur dass ich von keinem gehört habe, der die Schule auch als Evangelischer verlassen hätte...). Es blieb im Schloss Rennhof nicht bei Dr. Gronis allein; es wimmelte nur so von katholischen Priestern (Lehrern und sonstigen): so z.B. Jonas Dėdinas, V. Poimanskis, Dr. Juozas Navickas, Bronius Liubinas, Pater Alfonsas Bernatonis.

Der häufige Schulleiterwechsel mochte die Schüler vielleicht weniger betreffen. Schlimmer war schon, dass ich z.B. in knapp vier Schuljahren in Deutsch vier, in Englisch gar fünf Lehrer über mich ergehen lassen musste. Viele Fächer wurden fachfremd oder von „ewigen Studenten“ aus Heidelberg unterrichtet. Fachräume waren eher ein Witz. Kein Wunder, dass die Erfolgsquote beim Abitur mehr als unbefriedigend war: 1959 fielen von den 8 Abiturienten (darunter Vincas Bartusevičius) 2 durch, 1960 bestanden von 6 Schülern 4 nicht, 1961 sah es nicht viel besser aus: Von 5 kamen nur 3 durch (darunter der bereits erwähnte Gerhard Bauer alias *Gerardas Bauras*)).

Trotz meiner guten Noten wuchsen in mir die Zweifel, dass ich an dieser Schule einigermaßen auf die Reifeprüfung vorbereitet werden könnte. Am Ende des Schuljahres 1959/60 notierte ich: „Ich habe nicht schlecht gelernt. Doch wenn ich an Rennhof denke, wird mir schlecht“. Ich trug mich immer mehr mit dem Gedanken, die Schule zu wechseln. Nachdem ich meinen Eltern erzählt hatte, was ich vom Litauischen Gymnasium hielt und welche Zukunft mir dort blühte („*Šioj mokykloj nieko neprimoksi*“ = In dieser Schule lernst du nichts dazu), sagten sie zu allem Ja, was einerseits gut war, andererseits mir die ganze Verantwortung für meine weitere Schullaufbahn, ja mein Leben aufbürdete. Noch in den Osterferien 1960 wandte ich mich an das Aufbaugymnasium mit Internat in Laasphe (Kreis Wittgenstein, Nordrhein-Westfalen), weil ich gehört hatte, dort könnten deutsche Schüler aus Spätaussiedlerfamilien (z.B. aus Polen und Rumänien) weiterlernen. Leider lautete die Antwort, die Schule wäre nicht das Richtige für mich. Im neuen Schuljahr suchte ich das Wirtschaftsgymnasium in Mannheim auf. Die Überprüfung meiner Englischkenntnisse (im letzten Zeugnis war mir immerhin ein „Gut“ bescheinigt worden) hatte zur Folge, dass ich weitersuchen musste. In den Herbstferien suchte ich die Berufsberatung in Kaiserslautern auf und erhielt den Rat, nach Abschluss der 6. (=10.) Klasse entweder als Banklehrling anzufangen oder aber 1 Jahr lang die Höhere Handelsschule zu besuchen. Ich entschied mich schließlich für das Letztere.

Am 23. März 1961 verabschiedete ich mich vom Litauischen Gymnasium in Hüttenfeld. Pfarrer Dr. Navickas, mein Lateinlehrer, bedauerte meinen Weggang, wo ich doch eines Tages, mit Abitur in der Tasche, Medizin hätte studieren können, aus mir wäre ein guter Arzt geworden. Mein Religionslehrer Skėrys sah mich als Verräter an den Litauern. So jedenfalls äußerte er sich gegenüber einem ebenfalls aus Sowjetlitauen gekommenen Mitschüler (der 1 Jahr später der Schule den Rücken kehren sollte - ohne

deswegen schon die Litauer zu verraten). Skėrys hielt es selbstverständlich für richtig, dass das Taschengeld, das Doma Sleževičienė, meine „Gönnerin“ (*globėja*) aus Chicago, Witwe des „linken“ Politikers im Zwischenkriegs-Litauen Mykolas Sleževičius, für mich an die Adresse der Schule geschickt hatte, vom Schulträger einbehalten wurde.

Meinen Weggang aus dem Litauischen Gymnasium sehe ich auch jetzt keineswegs als Verrat an Litauen an. Ich habe mich nie als Litauer ausgegeben, habe aber auch nie gegen Litauen und die Litauer gearbeitet. Auch nach meiner Trennung von Hüttenfeld ging ich gern zu kulturellen Veranstaltungen der Exillitauer, besonders wenn ich wusste, dass da Schüler des Litauischen Gymnasiums mit Volkstänzen und Chor auftraten. Später als Student war ich ein paar Mal im Schloss Rennhof und im Haus Annaberg in Bad Godesberg. Ich fand diese Begegnungen viel interessanter und spritziger als die landsmannschaftlichen Treffen der Litauendeutschen, so z.B. das in Bingen 1962, das ich kurz und bündig mit den Worten kommentierte: „Von dem ganzen Kram sehr schlechten Eindruck bekommen“.

Ein halbes Jahrhundert ist inzwischen vergangen. Im Nachhinein sehe ich das Litauische Gymnasium in Hüttenfeld in einem milderem Licht. Das Bemühen der Exillitauer, die Schule zu erhalten, die litauische Sprache und Kultur zu pflegen, der Assimilation der litauischen Jugendlichen in der fremden Umgebung entgegenzuwirken, muss man anerkennen. Auch war nicht alles im Internats- und Schulalltag schlecht. Ganz bestimmt nicht. Es gibt auch Lehrer, an die ich gern zurückdenke. Lehrer sind auch Menschen und müssen nicht perfekt sein, sie dürfen Macken und Schrullen haben. Positiv sind in meiner Erinnerung geblieben: die bereits genannten Dr. Jonė Deveikė (Deveikytė-Navakienė), Fricas Skėrys (trotz des Verratsvorwurfs) und Dr. Juozas Navickas; ferner Kazys Motgabis (ein begabter Musiker und Chorleiter, der der Not gehorchend auch Erdkunde unterrichtete) und Saliamonas Antanaitis (ein großer Mathematiker; wie Motgabis, stammte er ebenfalls aus der Suvalkija, war ein *zanavykas* wie ich aus dem Kreis Šakiai) und nicht zuletzt die deutschen Lehrerinnen Ursula Wind (Biologie und Chemie; es gab keine zweite Lehrkraft am Gymnasium mit so viel menschlicher Anteilnahme und Wärme) und Marietta Thieß (Deutsch). Ich habe nicht vergessen, dass *Vasario 16 gimnazija* mir sehr geholfen hat, meinen Weg nach der Ausreise aus Sowjetlitauen zu machen und in Deutschland anzukommen.

Kaum von Hüttenfeld zu den Eltern zurückgekehrt, schrieb ich schon am nächsten Tag an das Kultusministerium von Rheinland-Pfalz in Mainz, es

möchte mir doch die Möglichkeit geben, das Staatliche Neusprachliche Gymnasium am Rittersberg in Kaiserslautern zu besuchen und mir darum einen vollständigen Dispens für Französisch (1. Fremdsprache) gewähren. Inzwischen waren wohl mir selbst Bedenken gekommen, ob der beabsichtigte Besuch der Handelsschule das Richtige für mich wäre: Bruder und Schwägerin Aldona in Kaunas hatten im Brief auch ganz erschrocken reagiert, ich könnte mich als *komersantas* (= Geschäftsmann) entpuppen.

Die Osterferien gingen zu Ende, ohne dass aus Mainz eine Antwort vorlag. Den Vormittag des ersten Schultags (11. April 1961) verbrachte ich daher in der Höheren Handelsschule und war wenig angetan von dem, was mich dort erwartete. Nach der Schule fand ich zu Hause die Mitteilung, der Dispens sei mir gewährt! Sofort suchte ich Dr. Edelmann, den Schulleiter des besagten Gymnasiums, auf. Er war von Mainz schon ins Bild gesetzt worden und reagierte deshalb auf mein Auftauchen keineswegs überrascht. Wieder war ich der Exot. Die Oberstufe (Obersekunda, Unter- und Oberprima) absolvierte ich ohne „Ehrenrunden“, aber die wunderschönen Noten, die ich vom Litauischen Gymnasium gewohnt war, gab es nur noch in den geisteswissenschaftlichen Nebenfächern. Zwischen dem Niveau in Hüttenfeld und meinem neuen Gymnasium lagen Welten. Dass ich äußerlich, was das Notenbild anging, so abgesackt bin, lag auch daran, dass nun alles auf Deutsch ablief, in einer Sprache, die damals doch noch nicht die meinige war. Ungewöhnlich war für mich, nun, zum ersten Mal in meinem Schülerleben, in einer reinen Jungenklasse zu sein. Ich wurde akzeptiert, ohne wirklich voll aufgenommen zu werden. Es lag sicher nicht nur an mir und meiner Geschichte, sondern auch daran, dass die Klasse sehr inhomogen war und auch die „Alten“ einander nicht unbedingt herzlich zugetan waren.

Am 24. Februar 1964, einem Rosenmontag, war es so weit: Ich hatte die Reifeprüfung bestanden. Ich habe nie bedauert, auf das Rittersberg gewechselt zu haben; wer weiß, ob ich das Litauische Gymnasium vollends ertragen hätte, im Frühjahr 1961 habe ich mir das jedenfalls nicht vorstellen können.

Ich studierte zuerst 1 Semester lang in Mainz Medizin (Ob deshalb, weil Dr. Navickas mir den Floh ins Ohr gesetzt hatte?). Dann wollte ich das Fach wechseln und ging nach Westberlin. Nach Berlin, nicht weil ich der Bundeswehr entkommen wollte (als Spätheimkehrer war ich gemäß §11 Abs. 2, 2. Halbsatz des Wehrpflichtgesetzes vom Wehrdienst befreit), sondern weil ich gehört hatte, dass Slavistik an der Freien Universität große

schrieben werde und weil mich das geteilte Berlin bei meinem Verwandtenbesuch dort Weihnachten 1962 sehr beeindruckt hatte.

Berlin hat mir, für den Deutschland bisher nur aus dem Kaff bei Lampertheim und der Westpfalz bestanden hatte, viel gegeben. Nicht nur dass ich solche Professoren wie den Slavisten Jurij Striedter, den Historiker Reinhard Elze, den Philosophen Wilhelm Weischedel gehört habe. In vollen Zügen genoss ich das kulturelle Leben. 1965 z.B. war ich 15 Mal im Theater und habe Stücke von Albee, Anouilh, Sophokles/Brecht, Giraudoux, Gogol, Gor'kij, Grillparzer, Majakovskij u.a. gesehen und Opern von R. Strauss und Puccini gehört. Es kamen noch 7 Konzertbesuche dazu. Rock und Pop waren nicht mein Fall; Brahms, Bruckner, Čajkovskij, Chopin, Elgar, Liszt, Mozart, Šostakovič, Stravinskij sagten mir mehr zu. Für einen Jüngling aus der Provinz waren das große Erlebnisse. Eine neue Welt erschloss sich mir.

Das Leben in Berlin war keineswegs sehr teuer. Vom Studentenwerk bekam ich als Empfänger eines nicht üppigen Stipendiums aus dem Lastenausgleich zeitweise kostenlose Essensmarken für die Mensa. Die Theater- und Konzertkarten kaufte ich für wenig Geld beim AStA. Samstags oder sonntags war ich recht oft bei meinen Verwandten, besonders bei Onkel Hermann und Tante Emmy Pusch im Ostberliner Stadtteil Adlershof.

Nach einem Zwischensemester in München landete ich im Sommersemester 1967 in Tübingen, wo ich zum Hauptfach Russisch und Nebenfach Geschichte als drittes Fach Wissenschaftliche Politik hinzufügte, um in Baden-Württemberg das 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ablegen zu dürfen. Das kleine, ganz und gar studentische Tübingen hat mich fasziniert. Hier gab es nicht nur hervorragende Professoren (den Slavisten Ludolf Müller, die Historiker Dietrich Geyer, Ernst Walter Zeeden und Horst Fuhrmann, die Politologen Theodor Eschenburg und Klaus von Beyme, den Philosophen Walter Schulz, den Rhetoriker Walter Jens); hier fand ich auch Doris, meine künftige Frau, die Geschichte, Deutsch und Wissenschaftliche Politik studierte. An ihrem Geburtstag verlobten wir uns 1971, was damals eigentlich gar nicht mehr üblich war.

Im Sommer 1971 legten wir beide unsere Staatsexamina ab und zogen nach Stuttgart um. Noch während des Referendariats heirateten wir am 19. Mai 1972 auf dem Stuttgarter Standesamt in der Eberhardstraße, die kirchliche Trauung erfolgte am Tag darauf in der Johanneskirche am Feuersee. Wir hatten es eilig, nicht weil wir ein Kind erwartet hätten, und auch nicht wegen der schönen Jahreszeit, wenn alles sich regt und sprießt und grünt und

blüht (so sinngemäß der Standesbeamte), sondern weil das Oberschulamt Stuttgart unbedingt bis zum 20. Mai in Kenntnis gesetzt werden musste, dass wir ein Paar sind und nach dem Referendariat an ein und denselben Ort versetzt werden möchten.

Die Eltern und die Verwandtschaft meiner Frau, alles echte Schwaben aus Stuttgart und dem Unterland (um Löwenstein-Höblinsülz, Weinsberg und Umgebung), akzeptierten mich voll und ganz. Sie hatten kein Problem mit meiner Herkunft und damit, dass ich kein Schwäbisch sprach.

Wir wurden an zwei Ulmer Gymnasien versetzt. Für meine Frau, eine Stuttgarterin, kam Ulm zunächst wie eine Strafversetzung vor, denn sie musste über die Schwäbische Alb gen Osten ziehen (wo Oberschwaben, das Oberland, beginnt und die Menschen angeblich so kalt seien). Mittlerweile ist die schöne Stadt an der Donau unser Zuhause, wo wir uns wohlfühlen. Aus eigener Kraft haben wir uns hier ein Reihenhaus angeschafft, haben uns ein Nest gebaut. Unsere Töchter sind im Ulmer Nebel (der seit einigen Jahren gar nicht mehr so schlimm ist wie früher) großgeworden. Die eine ist nun Pfarrerin und lebt mit ihrer Familie (Mann, ebenfalls Pfarrer, und drei Kinder) in Hohenlohe, die andere ist Sonderschullehrerin und lebt mit ihrem Mann unweit von Ulm. Beide werden sie in ihren sozialen Berufen nicht reich, aber sie fühlten sich dazu berufen und sind glücklich damit.

Ich unterrichtete bis Sommer 1996 und ab September 2000 am Anna-Essinger-Gymnasium, das zuerst „2. Ulmer Modell“ hieß, Russisch (bis das Fach bei der Überführung der Modellschule in eine Regelschule von oben abgeschafft wurde), ferner Geschichte, Gemeinschaftskunde, aber auch (fachfremd) Latein, Deutsch und Ethik.

Zwischendurch habe ich etwas Farbe und Abwechslung in meinem schulischen Alltag gebraucht. So bin ich im Auftrag des Bundesverwaltungsamtes in Köln und mit Einverständnis des Landes Baden-Württemberg im Herbst 1996 für zwei Jahre nach Sevastopol‘ (auf der Halbinsel Krim) gegangen und habe dort am Lehrerfortbildungsinstitut und an einer Schule mit verstärktem Deutschunterricht gewirkt, um dann anschließend, wieder für zwei Jahre, an das Užupio-Gymnasium in Vilnius zu wechseln. Den Alltag in Sevastopol‘ zu meistern, war nicht immer ganz einfach: Ich war der erste westliche Ausländer, der dort ständig lebte und arbeitete, seit die Stadt mit dem Heimathafen der Sowjetischen bzw. Russischen Schwarzmeerflotte von Nicht-Sevastopolern überhaupt betreten werden durfte (entsprechend misstrauisch wurde ich von bestimmten Organen beäugt); ich war allein, weil Doris wegen ihrer schwer kranken Mutter nicht hatte mitkommen

können; es gab kein Telefon in der Wohnung, was das Kommunizieren mit Zuhause auch nicht gerade erleichterte; in der kalten Jahreszeit gab die Fernheizung nicht viel her; kaltes Wasser gab es morgens und abends nur stundenweise, warmes überhaupt nicht; die Busse und O-Busse (*trollejbussy*) quollen über; der Dreck ums Haus herum und im Treppenhaus war unbeschreiblich.

Und doch habe ich die Zeit in Sevastopol‘ in besserer Erinnerung als das, was in Vilnius folgte. Gewiss, wir lebten (Doris war mit nach Litauen gegangen) in Litauen recht ordentlich. Vilnius ist eine Perle der Architektur. Es gab schöne Konzert- und Theateraufführungen (vom angeblich deutsch gesungenen *Freischütz* einmal abgesehen!); wir bereisten in unserer Freizeit die schönen Regionen Litauens (Aukštaitija, Žemaitija, ehemaliges Memelland, Suvalkija und Dzūkija). Aber die schönen Seiten Litauens wogen die Kälte, das Desinteresse, die Arroganz der Menschen in Vilnius nicht auf, die wir dort während der zwei Jahre tagtäglich zu spüren bekamen. Dass Litauen ein gastfreundliches Land ist (was in Reiseprospekten gern behauptet wird), gilt so nicht; das trifft, zugespitzt gesagt, höchstens auf die Suvalkija zu und die Menschen auf dem Lande überhaupt, nicht auf die in der Hauptstadt. „Das waren die einsamsten zwei Jahre meines Lebens“, antwortete meine Frau auf die Lob Litauens heischende Frage einer Kollegin von mir, wie es ihr in Vilnius gefallen habe. Freundlich ist Vilnius zu den Touristen, aber nicht zu den Ausländern, die sich dort länger aus beruflichen Gründen aufhalten müssen. Manche Ausländer, mit denen man in Vilnius zusammenkam und die schon viel in der Welt herumgekommen waren, meinten, auf so viel Unfreundlichkeit seien sie noch nirgends gestoßen... Die Russen, Ukrainer und Krimtataren in Sevastopol‘ kamen mir viel herzlicher und gastfreundlicher vor.

Zum Glück bedauert meine Frau nicht, ihr Leben an einen Mann mit osteuropäischem Migrationshintergrund gekettet zu haben. Sie sagt, sie hätte dadurch die Chance gehabt, ihren Horizont nach Osten zu erweitern. Wäre sie, eine Bundesrepublikanerin, sonst wirklich auf die Idee gekommen, nach Litauen, Riga und Tallinn zu reisen, auf der Krim Urlaub zu machen, die ukrainischen Städte Odessa und Zaporizžja (russ.: Zaporoz’je) anzuschauen, Moskau und St. Petersburg (damals noch Leningrad genannt) einen Besuch abzustatten und den traurig stimmenden russischen Teil Ostpreußens (*Kaliningradskaja oblast’*) in Augenschein zu nehmen?

Seit September 2006 bin ich Pensionär. Mit 63 verabschiedete ich mich in den vorzeitigen Ruhestand; die Kürzung der Pensionsansprüche nahm ich

in Kauf. Am 18. März 2010 habe ich erfahren, dass ich 1 Jahr älter bin! Gewisse Zweifel an dem „offiziellen“ Geburtsjahr 1943 hegte ich seit einiger Zeit, ich konnte es nur nicht beweisen. Ich stieß nämlich in den Unterlagen meiner Eltern auf meine Original-Geburtsurkunde, in der sonderbarerweise ausgerechnet die Jahreszahl an zwei Stellen „von Mäusen weggeknabbert“ war. Stutzig wurde meine Frau, als irgendwann mein Bruder Heinrich davon erzählte, wie ich in Sachsen auf den Beschuss der Stadt Lugau durch die Alliierten Anfang 1945 verbal reagiert habe (*Russ bum, bum!*) und wie ich meine Eltern und ihn um Brot angebettelt habe; bei aller Sprachbegabung – so hätte ich mich mit knapp anderthalb Jahren niemals ausdrücken können. Warum meine Eltern mich irgendwann während oder nach dem Krieg „verjüngt“ haben, weiß ich nicht. Ich kann nur mutmaßen: Vielleicht auf der Flucht 1944, damit meine Mutter eher aus Ostpreußen wegkommen durfte, oder aber erst vor der Einschulung in Lukšiai, angesichts des langen, beschwerlichen Schulwegs. Arthur Hermanns Hinweis habe ich zu verdanken, dass ich nun die Wahrheit weiß (und die Pension etwas höher ausfällt): Standesamtliche Unterlagen der zivilen Litauendeutschen aus der Zeit der deutschen Besatzung (1941-1944) sind seit der Wiedervereinigung im Standesamt I in Berlin zu finden. Wunder gibt es immer wieder...